

Verantwortung für gebaute Geschichte

Die Preisträger des Denkmalschutzpreises Baden-Württemberg 2010 ✓

Gerhard Kabierske

Die Architektur des 20. Jahrhunderts kommt »ins Alter«. In immer stärkerem Maße stehen Sanierungen von Gebäuden an, die zwar noch jüngeren Datums sind, deren Bedeutung als Kulturdenkmale aber inzwischen von Architekturforschung und Denkmalpflege unbestritten sind. So mag es nicht verwundern, dass in den letzten Jahren zunehmend mehr Bewerbungen um den Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg eingehen, die solche Bauwerke betreffen.

Erstmals in der bis ins Jahr 1978 zurückgehenden Geschichte des Preises wurden gleich drei der fünf Prämierungen an Objekte vergeben, die zwischen den 1920er- und 1960er-Jahren entstanden sind und nach Auffassung der Jury besonders beispielhafte Lösungen für die Fragen der Umnutzung, des Umgangs mit der Originalsubstanz und der Erhaltung des Erscheinungsbilds fanden. Ob Fabrikationsgebäude auf der Baar, Tabaktrockenschuppen im Kraichgau oder luxuriöse Fabrikantenvilla am Bodensee, auch für die jüngere und jüngste Vergangenheit erweist sich die Denkmallandschaft in Baden-Württemberg als ungemein vielfältig und interessant. Daneben dürfen sich aber auch wieder Eigentümer mit älteren Baudenkmalen über die Auszeichnung freuen, dieses Mal für die mustergültige Sanierung eines verwaorsten Herrschaftssitzes in Hohenlohe und eines traditionellen Hofes im Südschwarzwald.

Mit dem Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg zeichnen der Schwäbische Heimatbund und der Landesverein Badische Hei-

mat gemeinsam private Eigentümer in unserem Land aus, die sich durch den sorgsamsten Umgang mit ihrem Gebäude von historischer Bedeutung besonders hervorgetan haben. Der bereits zum 31. Mal vergebene Preis ist – da sind sich die Auslober einig – heute um so wichtiger, als hohe Kosten für Facharbeit, der Verlust an handwerklichen Traditionen und ein Rückzug der öffentlichen Hand aus der Bezuschussung von Maßnahmen am Kulturdenkmal die Denkmalpflege in den letzten Jahren nicht einfacher gemacht haben. Wenn Denkmaleigentümer dennoch mit großem persönlichen und finanziellem Einsatz sowie kreativen Ideen ihrer Verpflichtung gegenüber kommenden Generationen nachkommen, muss das von der Gesellschaft gewürdigt werden.

Wie bereits in den Jahren 2006 und 2008 ist die Finanzierung der Unterstützung der Wüstenrot Stiftung zu verdanken, ohne deren großzügiges Engagement die Preisvergabe nicht möglich wäre. Für die achtköpfige Jury aus Vertretern von Schwäbischem Heimatbund, Landesverein Badischer Heimat, der Wüstenrot Stiftung, der Landesdenkmalpflege, des Städtetags und der Architektenkammer Baden-Württemberg war es wieder einmal keine leichte Aufgabe. In einem Wettbewerbsverfahren mussten die Preisrichter die eingegangenen 66 Bewerbungen zunächst begutachten. Unter dreizehn in die engere Wahl gekommenen Objekten wurden schließlich nach Besichtigung vor Ort und mancher Diskussion innerhalb des Gremiums die Ge-

winner ermittelt. Als Zeichen der Anerkennung erhalten die Bauherren eine Prämie von 5000 Euro sowie eine Bronzeplakette zum Anbringen an ihrem Gebäude. Außerdem ist die Auszeichnung mit Urkunden für die Eigentümer sowie für die beteiligten Architekten und Restauratoren verbunden.

Die Preise wurden im Rahmen einer Festveranstaltung im April 2010 in Friedrichshafen überreicht. Im Folgenden sollen hier die Objekte und ihre Preisträger im Einzelnen vorgestellt werden.

Das Obere Schloss in Ingelfingen am Kocher

Ehemalige Adelssitze ohne adäquate Funktion und in verwaorlostem Zustand findet man keineswegs allein in den neuen Bundesländern. Jahrelang war das so genannte Obere oder Alte Schloss in Ingelfingen bei Künzelsau ein besonderes Sorgenkind der baden-württembergischen Denkmalpflege. Dabei kommt der malerisch an einen mittelalterlichen Wehrturm der Stadtmauer angelehnten Baugruppe schon durch ihre dominierende Lage am oberen Abschluss der ehemaligen Residenzstadt am Kocher eine ortsbildprägende Rolle zu. Über die Ursprünge ist nicht allzu viel bekannt. Der Hauptbau auf fast quadratischem Grundriss wurde im 16. Jahrhundert als reiches Bürgeranwesen in der Nähe des Oberen Tores errichtet. Renaissancegewände im Erdgeschoss erinnern noch an diese frühe Zeit. Nach mehreren Besitzerwechseln kaufte der Lammwirt Johann Joseph Bühler 1726 das Anwesen, erweiterte es entlang der Stadtmauer nach Westen um einen Flügel und betrieb es als »Gasthaus zum Hohenloheschen Wappen«. Doch schon 1742 erwarb es Graf Christian Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen,

um es bis 1745 als Wohnsitz für einen seiner Söhne, den Grafen Heinrich August, umbauen zu lassen. Damals erhielt der Hauptbau seine heutige Gestalt. Das ursprüngliche Satteldach mit hohem Schaugiebel, der das Gewinkel der kleinen Stadt überragte, wich einem damals modernen Mansarddach. Der westliche Anbau diente der fürstlichen Verwaltung nun als Amtshaus. Die bis heute erhalten gebliebene Innenausstattung in einfachen Barockformen – Türblätter, Treppengeländer, Dielenböden und Deckenstück – stammt größtenteils aus dieser Umbauphase. Schon mit dem Umzug Heinrich Augusts in das prächtigere Untere Schloss nach dem Tod seines Bruders 1781 wurde dem Bau keine weitere fürstliche Aufmerksamkeit zuteil. Zunächst vermietet, verkaufte die nach dem Umzug nach Öhringen zuständige Verwaltung den Hauptbau 1865 an zwei Weingärtner, die daraus einen simplen Bauernhof machten.

Die landwirtschaftliche Nutzung sollte sich – genauso wie die Verwendung des Westflügels als Armenhaus der Stadt – nicht förderlich für die Bausubstanz auswirken. Über Jahrzehnte ohne angemessene Unterhaltung des großen Anwesens kam sie zunehmend herunter. Der Abbruch der unmittelbar benachbarten herrschaftlichen Zehntscheune nach einem Brand 1969 – der leere Platz wirkt bis heute wie eine Wunde im Stadtgefüge – und schließlich Anfang der 1970er-Jahre die Überbauung des Nutz- und Ziergartens hinter dem Schloss mit einem eher in ein Neubaugebiet passenden Einfamilienhaus sind Belege für das damals herrschende Desinteresse an der Geschichte und der in Jahrhunderten gewachsenen Gestalt des Ortes. Es war zu befürchten, dass auch die Tage des Oberen Schlosses selbst gezählt sein könnten, zumal sich der letzte Eigentümer von einer Sanierung überfordert zeigte und sich lange kein Käufer für das ma-

rode und unansehnlich gewordene Gemäuer fand, das – wie sogar der Landeskonservator einräumte – »jeder vernünftigen Nutzung« widerstrebe.

Es war ein Glücksfall für dieses Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung, dass sich Harald Brode, Petra Jaumann, Tomas Bauckhage und Martin Pfahls mit ihrer bereits an Erfahrungen reichen »Interessengemeinschaft Sanierung historischer Bauten« an den besonderen Herausforderungen dieses Objekts messen wollten. 2001 kauften sie das Schloss, zwei Jahre später gelang es ihnen auch, von der Stadt den eigentlich schon als nicht erhaltungsfähig eingestuften ehemaligen Amtsbau zu erwerben. Die Gruppe ließ sich Zeit, um die Baulichkeiten genau zu erforschen, die Schäden festzustellen, durch einen Restaurator die Putz-, Stein- und Holzoberflächen auf historische Farbefunde untersuchen und erst

einmal »die Sanierungskonzeption wachsen zu lassen«, wie Harald Brode die Herangehensweise umschreibt.

Man entschied sich für den vorsichtigen Rückbau aller verunstaltenden Ein- und Anbauten, für eine handwerksgerechte Reparatur sowie eine Wohnnutzung, auch wenn die innere Struktur des Bauwerks, deren Bewahrung ein vorrangiges Ziel war, für eine solche Funktion zunächst wenig geeignet schien. Tatsächlich sah es die Jury des Denkmalschutzpreises als besonders vorbildlich an, wie zehn Mieteinheiten unterschiedlichsten Zuschnitts für Wohnen und ein Künstleratelier in den Bau integriert werden konnten, ohne dabei den historischen Grundriss eines ländlichen Herrschaftssitzes des 16. bis 18. Jahrhunderts zu zerstören. Die üblichen negativen Folgen einer zu intensiven Immobilienverwertung sucht man hier vergebens.



Eine malerische Gebäudegruppe neben dem Stadtturm, bestimmend für das Ortsbild: das Obere Schloss in Ingelfingen nach der Sanierung.

Dies war nur möglich durch einen nicht alltäglichen Ansatz unter bewusstem Verzicht auf die Übernahme von Ausbaustandards, wie sie vom aktuellen Neubau nur allzu oft ohne Rücksicht auf das Vorgefundene in ein Kulturdenkmal übertragen werden. Übliche Wohnungszuschnitte mit einer schematischen Anordnung von Räumen wird man hier nicht finden, ebensowenig Bäder im Normmaß und mit Normausstattung oder Elektroinstallationen, die Steckdosen im Halbmeterabstand vorsehen.

Der Vermietbarkeit der Immobilie, die auch weiterhin Eigentum der Sanierer bleibt, tut dies keinen Abbruch, finden sich doch genügend Interessenten, die eine besondere Atmosphäre Konventionen und Luxus vorziehen und es zu schätzen wissen, dass die großzügigen Flure vor den Wohneinheiten Raum für gemeinsame Aktivitäten der Bewohner

bieten. Erfreulicherweise legten auch die lokalen Baurechtsbehörden dem Projekt keine Steine in den Weg, so dass alternative Lösungen auch eine Chance zur Realisierung bekamen und nicht sofort an bürokratischen Hindernissen scheiterten.

Die Sanierung zeichnet sich durch sorgfältige Handwerksarbeit aus, was überrascht, wenn man erfährt, dass das Finanzierungskonzept in erster Linie auf einem hohen Anteil an Eigenleistung basiert, um die Kosten niedrig zu halten und gleichzeitig eine Ausführung ohne Kompromisse zu gewährleisten. So brachte die Gruppe am Oberen Schloss mehr als 20000 Arbeitsstunden ein, obwohl alle Mitglieder zumindest in Teilzeit anderswo und in völlig anderen Bereichen beruflich gebunden sind. So arbeiten Harald Brode als Psychologe und Petra Jaumann als Psychotherapeutin, nur Thomas Bauckhage ist



In der Außenmauer des Hauptbaus zeugen Gewände aus Renaissance und Barock von einer wechselvollen Baugeschichte des Oberen Schlosses.

als Holztechniker ein Mann vom Fach. Selbst Verputzarbeiten sowie der Einbau neuer Fenster wurden selbst ausgeführt. Lediglich die Wasser- und Heizungsinstallation ließ man durch Fachfirmen ausführen. Vom Kauf bis zum Abschluss der Bauarbeiten, die mit der Sicherung der Fassaden und der Dächer begannen, vergingen deshalb nicht weniger als acht Jahre.

Harald Brode und seine Mitstreiter dürfen über die Preisverleihung stolz sein, ist es doch bereits die dritte Prämierung mit dem Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg, die sie in schöner Regelmäßigkeit 2002, 2006 und nun 2010 für besondere Leistungen bei der Sanierung von Kulturdenkmalen erhalten haben. Kein weiterer Bewerber hat den Preis seit seinen Anfängen 1978 bislang auch nur ein zweites Mal erhalten. Mit der Rettung des ehemaligen Spitals in Neuenstein, dem »Schlössle«

in Untermünkheim und nun mit dem Oberen Schloss in Ingelfingen hat sich die »Interessengemeinschaft Erhaltung historischer Bauten« mit ihrer besonderen Passion für historische Gemäuer um die Denkmallandschaft in Hohenlohe mehr als verdient gemacht. Und sie wirkt auch vorbildlich in die Breite: Durch ihre Aktivitäten am »Tag des offenen Denkmals« sowie durch ihre handwerklichen Fähigkeiten und ihre Erfahrung ist sie als Ratgeber für andere private Denkmaleigentümer und selbst für kommunale Bauverwaltungen in der Region inzwischen zu einem Begriff geworden.

Der Schwarzwälder Franz-Seppe-Hof in Sankt Blasien-Menzenschwand

Wie ein Motiv aus einem Fotokalender präsentiert sich dieser Schwarzwälder Eindachhof in Menzenschwand, schon von weitem ein besonderer Blickfang in der lockeren Bebauung des ebenen Talgrundes im Hinterdorf. Laut Inschrift über der Haustür im Jahr 1748 errichtet, zeichnet sich der Franz-Seppe-Hof durch seine schiere Größe und sein schmales Aussehen aus. Der zweigeschossige Baukörper, in konstruktiver Hinsicht ein Ständerbohlenbau, der Wohnteil, Stallung und Futtergang aufnimmt, ist durch ein auf seiner Südostseite halbgewalmtes und auf der Nordwestseite vollständig abgewalmtes Dach bedeckt. Dort führt auch eine Erdrampe hinauf, über die der riesige Dachraum erschlossen wird, der über dem Wohnteil eine liegende Dachkonstruktion und über dem Wirtschaftsbereich eine stehende Hochsäulenzimmerung zeigt. Die enormen Dimensionen des Hofes müssen ursprünglich durch einen ausgedehnten Grundbesitz begründet gewesen sein. Das



Trotz Aufteilung in zahlreiche Wohnungen wurden die ursprüngliche Grundrissstruktur und der Charakter der Innenräume nicht zerstört.



Wie aus dem Bilderbuch: der Franz-Seppe-Hof in St. Blasien-Menzenschwand.

Vorhandensein von zwei Stuben, einer Nebestube und einer Kammer sowie einer großen Rauchküche im Erdgeschoss des Wohnteils lassen vermuten, dass das Anwesen von Anfang an als Doppelhof für zwei Familien genutzt wurde.

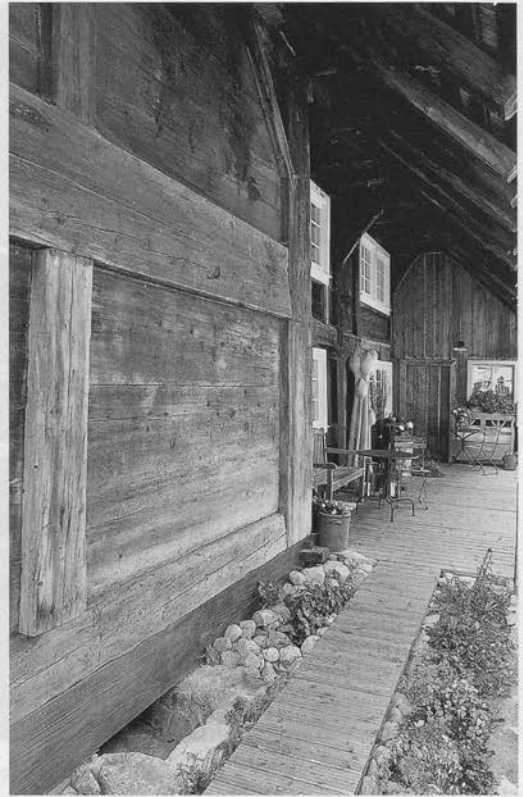
Die Ansicht des Wohnteils – mit Schindelverkleidung, einer großen Anzahl weiß gestrichener Sprossenfenster, mit Klappläden und einem langgestreckten Balkon unter dem Walm Inbegriff dessen, was man landläufig unter einem Schwarzwaldhaus versteht – ist in seinem Erscheinungsbild keineswegs ursprünglich, sondern das Ergebnis von Veränderungen des 19. Jahrhunderts. Damals fanden in diesem Bereich Umbauten statt, und die heute nur noch auf der Eingangsseite sichtbaren, ungemein massiven hölzernen Bohlenwände wurden mit Schindeln verklei-

det sowie größere, als modern empfundene Fensteröffnungen eingeschnitten. Aus dieser Zeit stammt auch die Überarbeitung der Innenräume, die eine Ausstattung mit hochwertiger Schreinerarbeit erhielt: Die Holzvertäfelung der Wände, Vorfenster und Türblätter können sich sehen lassen. Hinzu kommen die beiden erhaltenen historischen Öfen aus hellblau glasierten Kacheln. Der eine ist in einer der Stuben des Erdgeschosses aufgestellt und wird von einer wärmespeichernden »Kunstwand« mit gleichen Kacheln hinterfangen. Der andere im Obergeschoss steht wegen seines großen Gewichts nicht auf dem zu schwachen Boden, sondern ist auf ungewöhnliche Weise mit Eisenstangen am Deckengebälk aufgehängt.

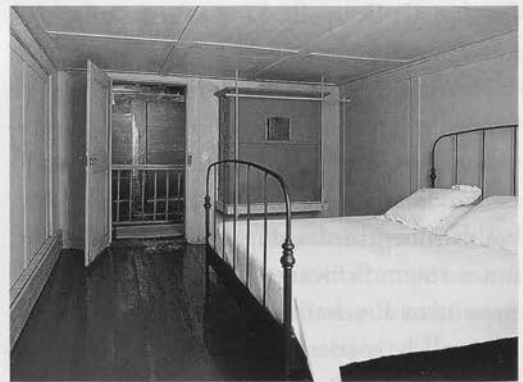
Obwohl ohne schwerwiegende statische Probleme und auch sonst nicht grundsätzlich

in seiner Substanz gefährdet – das ursprüngliche Schindeldach war schon früher einer Eindeckung mit Faserzementplatten gewichen –, bereitete ein anstehender Eigentümerwechsel vor einigen Jahren doch erhebliche Schwierigkeiten, da der Hof durch komplizierte Erbteilung seines ehemaligen Grundbesitzes bebraut worden war. Nicht einmal der Bauerngarten unmittelbar vor dem Wohnteil gehörte mehr zum Anwesen, was für jeden Kaufinteressenten eines solch großen Hauses abschreckend wirken musste. Und wie sollte man die riesigen Flächen des Gebäudes wirtschaftlich nutzen, ohne ihm denkmalpflegerisch problematische Eingriffe in die innere Struktur und in das hölzerne Gefüge zuzumuten? Überdies waren die handwerklichen und gestalterischen Qualitäten des Inneren kaum zu erkennen, sahen die Räume, durch triviale Einbauten der letzten Jahrzehnte überkrustet, wenig einladend aus. Vor allem der Bereich der ehemaligen Rauchküche, gleich hinter dem Hauseingang gelegen, war völlig verbaut, so dass nicht zu erahnen war, was sich hier verbarg.

2006 entschlossen sich Brigitte und Hans-Dieter Salzmann aus Köln, seit Jahren regelmäßig Urlaubsgäste in Menzenschwand, den Hof zu erwerben mit der Absicht, ihn zunächst als Zweitwohnsitz und in einigen Jahren zum dauernden Aufenthalt zu nutzen. Glücklicherweise gelang es ihnen auch, einige der abgetrennten Parzellen um das Haus hinzuzukaufen, so dass es heute wieder über ein zugehöriges Umfeld verfügt, das als Bauerngarten neu angelegt wurde. Vor allem aber der Verzicht auf eine Ertrag bringende Immobilienverwertung eröffnete dem Anwesen eine positive Zukunftsperspektive. Mit Stefan Blum engagierten die Bauherren einen auch als Bauforscher tätigen Architekten, der im Umgang mit historischen Schwarzwälder Holzbauten bestens vertraut ist – allesamt



Die an der Eingangsseite des Franz-Seppe-Hofs sichtbar gebliebene Ständerbohlenkonstruktion aus dem 18. Jahrhundert beeindruckt durch ihre ungemein massiven Dimensionen. Der Schwellriegel wurde vorbildlich erneuert.



Eine der Stuben im Obergeschoss des Franz-Seppe-Hofs mit dem an Eisenstangen aufgehängten Kachelofen aus dem 19. Jahrhundert. Links am Boden die unauffälligen Heizkörper der neuen Erdwärmehheizung.

günstige Voraussetzungen für einen guten Ausgang des Unternehmens.

Am Anfang der Sanierung standen die gründliche Bauuntersuchung und planerische Aufnahme, welche die hohe Qualität der noch vorhandenen Innenausstattung erst jetzt deutlich werden ließ, aber auch manchen zunächst unbekanntem Schaden zu Tage förderte. In anregendem Austausch zwischen den bereits in der Denkmalsanierung erfahrenen Eigentümern, dem Architekten und der zuständigen Vertreterin der Fachbehörde entstand ein Sanierungskonzept, das einen hohen konservatorischen Anspruch an den Substanzerhalt und die Bewahrung des Charakters des Hofes, aber auch die Forderung nach modernem Wohnkomfort und neuesten energetischen Standards stellte.

Bei den 2009 abgeschlossenen Baumaßnahmen wurden unpassende Veränderungen rückgebaut, konstruktive Schäden repariert, beschädigte Bauteile wie die Sprossenfenster, Fußböden, Holzvertäfelungen oder die historischen Kachelöfen handwerklich aufgearbeitet. Ebenso ideenreich wie sorgfältig war man bei den nirgends ins Auge fallenden energetischen Maßnahmen: So überarbeitete man die Vorfenster und fertigte sie dort, wo nicht vorhanden, nach dem Muster der historischen neu. Die Außenwände des Wohnteils erhielten nach Demontage der Holzvertäfelung durch den Einbau einer raumseitigen, bauphysikalisch richtig konstruierten Schale eine Dämmung, indem vor Wiederanbringung der Vertäfelung in die Zwischenräume Zellulosefasern eingeblasen wurden. Die Räume im Obergeschoss des Wohnteils wurden durch eine Aufdoppelung des darüberliegenden Fußbodens im unausgebauten Dachraum gedämmt, wobei Pflanzenfasermatten eingelegt wurden. Beheizt wird das Haus heute mit einer modernen Erdwärmepumpe,

die Heizkörper sind dezent in einem eigens entworfenen Lamperiesockel versteckt. Die erzielten Verbrauchswerte entsprechen denen eines Neubaus.

Das Herz des Wohnteils ist wieder die durch beide Stockwerke gehende Rauchschieberküche geworden, die nicht weniger als 60 qm Fläche aufweist. Erst bei der Bauuntersuchung war man überraschend auf diesen ursprünglich durch beide Stockwerke reichenden hallenartigen Raum aufmerksam geworden, dessen Wände vom Ruß des offenen Feuers vergangener Wintertage glänzen. Der »Fund« der historischen Rauchschieberküche mit ihren ungewöhnlichen Dimensionen gab für die Gestaltung einer moderner Küche und der heutigen Sanitäräume eine wesentliche Anregung – Elemente, die traditionell nicht im Schwarzwaldhof ihren Platz haben.

Durch Abbruch der späteren Wand- und Deckenunterteilungen wurde zunächst das alte Raumvolumen wieder hergestellt, um dann neue, sich deutlich vom historischen Bestand zu unterscheidende Einbauten für die genannten Nutzungen einzustellen. Dies betrifft in erster Linie die Küche, die wie ein



Alt und Neu im Franz-Seppe-Hof: der Einbau der modernen Küche in die wieder freigelegte, durch beide Stockwerke reichende Rauchschieberküche von 60 qm.

»Haus im Haus« als Konstruktion in Holz, mit lehmverputzten Wänden und eingeschnittenen, rahmenlos verglasten Fenstern und Türen sich als Zutat der heutigen Zeit zu erkennen gibt. Die modernen Funktionen einer Küche sind in dieser Box zusammengefasst, die im Winter auch gut beheizt einen angenehmen Aufenthalt bietet, während die Halle der Rauchküche, die zugleich Eingangsraum unmittelbar hinter dem Hauszugang ist, nur schwach temperiert wird. Über die Decke der Box verläuft im Obergeschoss die Erschließung der oberen Räume. Gegen die Stallwand wurde die Sanitärbox errichtet, in der auf den beiden Etagen je zwei kleine Bäder zusammengefasst sind.

Der Franz-Seppe-Hof ist nicht nur ein ansehnlicher »Hingucker« für Touristen geblieben, sondern wurde dank der neuen Eigentümer und ihrem Wunsch nach einem großzügigen Domizil für die Familie und Gäste vom Druck befreit, als Immobilie rein wirtschaftliche Interessen zu befriedigen. Die muster-gültige Sanierung hat die weitere Erhaltung gesichert, nicht zuletzt dadurch, dass auch eine Antwort auf die immer wichtiger werdende Frage der Energieeinsparung am Kulturdenkmal gegeben wurde, die im Hinblick auf Materialverwendung, bauphysikalischen Substanzerhalt und Erscheinungsbild befriedigen kann.

Das ehemalige Fabrikgebäude der Firma Hohner in Trossingen

Die Firma Hohner und die Kleinstadt Trossingen am Rand der Schwäbischen Alb bilden seit mehr als 150 Jahren eine enge Symbiose. Die Musikinstrumente, die dort seit der Gründung des Unternehmens durch Matthias Hohner 1857 entwickelt und hergestellt

wurden, haben den Namen der Stadt weithin bekannt gemacht. Vor allem der Export von Mundharmonikas und Akkordeons in alle Welt hat zum guten Ruf von Stadt und Unternehmen beigetragen. Baulich hat sich die rasante Firmenentwicklung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts in einem ganzen Hohner-Quartier niedergeschlagen, das sich nach und nach dem Zentrum von Trossingen bildete und vom Aufstieg einer kleinen Firma zu einem Weltunternehmen in der Provinz zeugt. Als Hohner ab Anfang der 1980er-Jahre aus Gründen der Rationalisierung der Werksabläufe in neue Produktionsstätten im Gewerbegebiet am Stadtrand umzog, stellte das die Stadt vor nicht geringe Probleme, musste doch gleich für eine ganze Reihe von ehemaligen Fabrikbauten auf dem verlassenen Hohner-Areal, die als Kulturdenkmale eingestuft worden waren, neue Nutzungen gefunden werden.

Während sich dies für einige ältere und kleinere Gebäude ohne größere Probleme vor allem für Wohnnutzungen bewerkstelligen ließ, entwickelte sich der Hauptbau der früheren Fabrikation zu einem Problemfall. Der »Bau V« mit immerhin 6000 Quadratmetern Nutzfläche war 1921 in einer ausgesprochenen Expansionsphase der Firma errichtet worden, die interessanterweise antizyklisch zum sonstigen wirtschaftlichen Einbruch der Jahre kurz nach dem Ersten Weltkrieg verlief. Im Jahr 1923, auf dem Höhepunkt der Inflation, wurden in Trossingen nicht weniger als 33 Millionen Mundharmonikas produziert, und das bei einer gesamten Weltproduktion von etwa 50 Millionen Stück. Im gleichen Jahr verließen 30 000 Akkordeons Trossingen, 1500 verschiedene Modelle wurden damals angeboten – alles schwindelerregende Zahlen, die nur durch viele Mitarbeiter und modernste Automatisierung möglich waren.



Der Bau V der früheren Hohner-Werke in Trossingen von Philipp Jakob Manz ist nach der Sanierung wieder ein ansehnliches Industriedenkmal und gleichzeitig ein Ort urbanen Lebens geworden.

Mit 5000 Beschäftigten sollte vor dem Zweiten Weltkrieg in dieser Hinsicht bei Hohner der Höhepunkt erreicht sein.

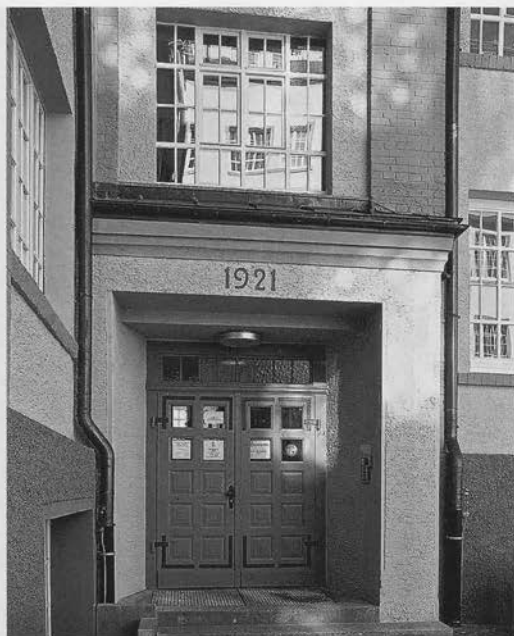
Die Modernität des Unternehmens spiegelt sich auch in der Wahl des Architekten Philipp Jakob Manz für die Errichtung des Neubaus von 1921 wider. Manz und sein großes Stuttgarter Büro galten seit den 1890er-Jahren als Schrittmacher im Industriebau und waren nicht nur im deutschen Südwesten, sondern auch national und international eine Größe, bekannt für Verlässlichkeit, was Bautermin und Baukosten anging, aber auch führend in der praktischen Umsetzung neuester Entwicklungen im Betonskelettbau. Vom Fabrikpalast der Textilfabrik Gminder in Reutlingen aus den 1890er-Jahren bis zu Bauten für

Junghanns in Schramberg und dem gigantischen Hallenbau für die Deutschen Waffen- und Munitionswerke in Karlsruhe, beide aus der Zeit des Ersten Weltkriegs, ist der Name Manz in der Forschung inzwischen Synonym geworden für Inkunabeln des Industriebaus.

Manz konzipierte den viergeschossigen Bau V über einem L-förmigen Grundriss. Wie für seine Bauten charakteristisch, ist auch hier die Betonskelettbauweise verbunden mit einer monumentalisierenden Pfeilergliederung der Fassaden, in denen große Öffnungen viel Licht in das weiträumige Innere einfallen lassen. Die differenzierte Dachlandschaft, Portale, Treppenhäuser und Fenster wurden, wie alle Details, sorgfältig entworfen und sind bei aller Einfachheit von bemerkenswert guten



Die mustergültig restaurierten »Panzerfenster« von 1921 mit ihrer doppelten Verglasung, eine Besonderheit des ehemaligen Hohner-Baues.



Vorbildlich restauriert bis in die Details – der Trossinger Fabrikbau mit originalen Türen und Fenstern.

Proportionen und in dauerhaften Materialien ausgeführt.

Mit kleineren Umbauten, beispielsweise partiellen Aufstockungen, erfüllte der Bau bis in die 1980er-Jahre gute Dienste. Der Zustand sollte sich danach dramatisch ändern. Nach bald zwanzig Jahren Leerstand, ohne Bauunterhaltung, nach Schäden durch Vandalismus und nach einem Unwetter glich der Bau 2005 mehr einer Ruine als einem erhaltungsfähigen Gebäude. Nur der Hartnäckigkeit des Landesdenkmalamts in Freiburg ist es zu verdanken, dass es zu keinem Abbruch kam, der von vielen als eine Frage der Zeit angesehen wurde. Dabei gab es durchaus Kaufinteressenten. Nahezu zwanzig Konzepte potentieller Investoren scheiterten aus unterschiedlichsten Gründen, nicht zuletzt an der Frage der für das Erscheinungsbild wichtigen originalen Fenster mit ihrer feingliedrigen Teilung, nicht weniger als vierhundert an

der Zahl. Die Denkmalpflege bestand – für die Verantwortlichen in Trossingen nicht immer verständlich – auf deren Erhaltung, handelt es sich doch um sehr frühe Beispiele für die damals sogenannten »Panzerfenster«, bei denen Glasscheiben von außen und von innen in einen Rahmen eingekittet werden und somit ein größerer Wärme- und Lärmschutz entsteht, eine Vorform der heutigen Isolierverglasung.

Erst als Wulf Wössner und Volker Lechler aus Freiburg auf den Plan traten, sollte das Bauwerk doch noch eine Chance bekommen. Sie haben mit ihrem Engagement in Trossingen bewiesen, dass es durchaus Investoren gibt, die nicht nur allein die Rendite zum Maßstab ihres Handelns machen, sondern auch ein Gespür für kulturelle Werte an den Tag legen und zugleich Freude dabei empfinden, ein historisch wichtiges Bauwerk für die Zukunft zu erhalten. Zusammen mit dem Ar-

chitekturbüro Leo Braun in Konstanz entwickelten sie ein denkmalverträgliches Konzept der Umnutzung und substanzenorientierten Erneuerung. Durch eine gelungene Mischung unterschiedlicher Nutzungen aus Wohnen und Dienstleistungsgewerbe, öffentlichen Einrichtungen und Gastronomie wurde eine wirtschaftlich tragbare Lösung gefunden, die eine dem großen Bauvolumen angemessene lebendige und urbane Atmosphäre schafft.

So findet man hier nach Fertigstellung des Bauvorhabens 2009 die Trossinger Stadtbibliothek und – der Tradition des Ortes entsprechend – die Musikschule der Stadt, daneben ein Restaurant mit angeschlossenem Hotel, eine Boutique, zwei Arztpraxen, Büros für Grafiker und einen Energieberater sowie mehrere kleine gewerbliche Betriebe. Aufwändig ausgestattete Eigentumswohnungen gibt es ebenso wie einfachere Mietwohnungen, darunter auch solche für Wohngemeinschaften von Musikstudenten. Besonders positiv

bewertete die Jury, dass das Gebäudevolumen nicht um jeden Preis vermarktet wurde. Der ursprüngliche Eindruck von Großzügigkeit ist deshalb bei aller notwendigen Aufteilung der Flächen für die neuen Nutzungen erfreulicherweise nicht verloren gegangen. Darüber hinaus blieben große Dachbereiche bewusst unausgebaut. Lediglich einfache Lattenverschläge werden dort als Abstellkammern von den Mietern des Komplexes genutzt, was den Gebrauchswert der Wohn- und Gewerbeeinheiten merklich steigert.

Sorgfältige restauratorische Untersuchungen lieferten genaue Erkenntnisse über die ursprünglichen Oberflächenmaterialien sowie die Farbfassungen an den Fassaden. Sie wurden der Wiederherstellung zugrunde gelegt. Zur differenzierten Wirkung der Fassaden trägt heute wieder das Nebeneinander von groben Putzflächen und fein überschlammten Backsteinpilastern bei. Deren stilisierte Kapitelle betonen nach ihrer restaurierten Fassung



Blick in eine der Eigentumswohnungen im alten Fabrikbau: Die Skelettbauweise und die ursprüngliche Weite der Produktionsräume sind noch abzulesen.

in Rot und Hellgrau den strengen Rhythmus der Vertikalgliederung des Äußeren. In den nahezu unveränderten Treppenhäusern setzen die nach Befund leuchtend grünblau gestrichenen Türen mit schwarzen Beschlägen Lichter in die sonst zurückhaltende Farbigkeit der hellgrau gefassten Wandsockel und der einfachen Bodenmaterialien Beton, Holz und Terrazzo. Probleme des Brand-, Schall- und Wärmeschutzes wurden befriedigend gelöst, nicht nur im Hinblick auf technische Aspekte, sondern auch, was die Vereinbarkeit mit dem Bestand betrifft. Ebenso wie der Einbau von Aufzügen oder die Anbringung von Balkonen an den Wohnungen ordnen sich alle Veränderungen angenehm zurückhaltend dem Gesamtbild unter.

Und das Problem der historischen Fenster? Achtzig von ihnen, vor allem aus den Bereichen der Treppenhäuser, Flure und aus der Bibliothek, wurden von der Holzmanufaktur Rottweil fachgemäß restauriert und wieder an Ort und Stelle eingebaut. Neu angefertigte Ersatzfenster, die von der Denkmalpflege für die Wohnungen und Gewerbeeinrichtungen gebilligt wurden, nehmen in ihrem Material und der Dimensionierung der Sprossenteilungen Rücksicht auf das ursprüngliche Erscheinungsbild.

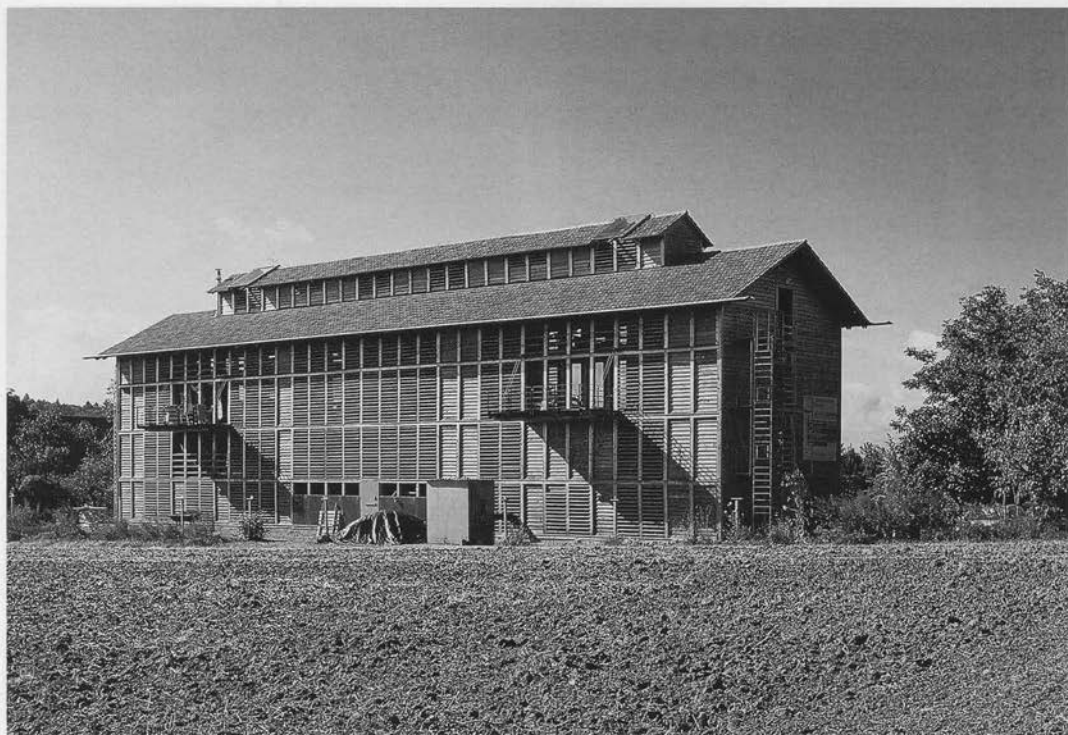
Die ehemalige Tabakscheune in Bretten-Neibsheim

Sie existierten eigentlich nur ein paar Jahrzehnte, in denen sie aber auf besondere Weise die Landschaft prägten: Gemeint sind die großen Tabakscheunen, jene langen, schmalen und hohen Holzkonstruktionen mit Satteldach und hölzernen Lamellenfassaden, die zum Trocknen der Tabakblätter dienten. Ihre Verbreitung und ihr Verschwinden sind eng

mit dem Wohl und Wehe des Tabakanbaus verbunden, einem Zweig der Landwirtschaft, der heute im deutschen Südwesten nur noch eine marginale Rolle spielt. Lässt sich hier die Kultivierung der Pflanze bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgen, so war doch die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts die goldene Zeit des wertvollen Rohstoffs für das Rauchen, das sich damals als Phänomen der Massengesellschaft etablierte. Der ständig steigenden Nachfrage stand das Problem des notwendigen Imports gegenüber, der angesichts knapper Devisen zu einem volkswirtschaftlichem Problem wurde. Die staatliche Förderung des Tabakanbaus im Land, schon seit Anfang des Jahrhunderts betrieben, sollte im Nationalsozialismus mit seinen Bestrebungen zur Unabhängigkeit von Auslandsimporten nach 1933 einen Höhepunkt erreichen. Wo es Klima und Böden erlaubten, und das war vor allem in der Rheinebene und im Kraichgau der Fall, entwickelte sich der Anbau für die Bauern zu einem lukrativen Geschäft.

Dienten zur Trocknung der geernteten Blätter im 19. Jahrhundert meist Scheunen üblichen Zuschnitts, so bildete sich im 20. Jahrhundert ein eigener Typus von Tabaktrocknungsschuppen aus. Am Ortsrand oder frei auf dem Feld errichtet, wird das mehrstöckige Holzgerüst von ebenfalls hölzernen Fassaden umgeben, die sich an den Längsseiten mittels horizontaler Lamellen je nach Wetterlage öffnen und schließen lassen. Die Tabakblätter – aufgefädelt auf so genannte »Bandeliere« – können in diesen funktional gut durchdachten Konstruktionen optimal zum Trocknen aufgehängt werden. Ein lang gezogener Dachreiter sorgt zusätzlich für vertikalen Durchzug, auch wenn die seitlichen Lamellen bei Schlagregen geschlossen werden müssen.

Welch rege Bautätigkeit in den Tabakdörfern einsetzte, nachdem der Staat 1937 eine



Frei stehend, umgeben von Äckern: die Neibsheimer Tabakscheune mit ihrem ungewöhnlichen neuen Innenleben zum Wohnen.

»Reichsbeihilfeaktion« startete, zeigt sich in den Zahlen: Im Folgejahr wurden in Baden nicht weniger als 544 private und 17 gemeinschaftliche Schuppen errichtet, 1941, mitten im Krieg, waren immerhin 73 Großschuppen im Bau. Der Zweite Weltkrieg hatte das Deutsche Reich von allen Importen abgeschnitten, Rauchen wurde indes staatlicherseits als notwendiges Mittel angesehen, die eigenen Soldaten im Feld bei Laune zu halten.

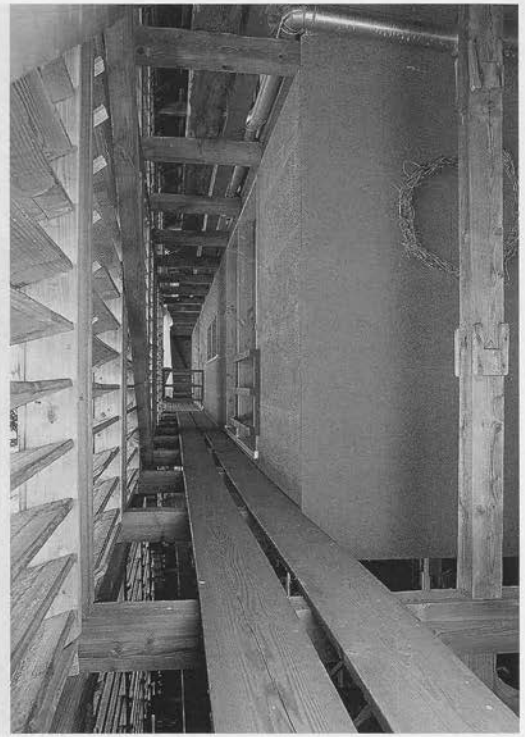
Nach dem Krieg geriet der deutsche Tabakanbau schnell in eine schwere Krise: Die rasante Verbreitung der Blauschimmelkrankheit vernichtete in den 1950er-Jahren ganze Ernten und damit auch bäuerliche Existenzen, zudem ließ der globale Handel diese besondere Sparte der heimischen Landwirtschaft wieder auf ein Minimum schrumpfen und machte die Scheune bald überflüssig. Schnell

verschwanden sie wieder aus dem Landschaftsbild, schien es doch kaum eine Nutzung für sie zu geben.

Auch die Neibsheimer Scheune, 1940/41 nach einem Musterentwurf vom örtlichen Tabakbauverein mit Hilfe der Spar- und Darlehenskasse als »Genossenschaftstrockenschopf« errichtet, blieb nur eher zufällig erhalten, seitdem der Tabakanbau im Dorf 1967 endgültig eingestellt worden war. Eine Geflügelhaltung erwies sich als nicht erfolgreich, einen Abbruch des zunehmend schadhaften Baues verhinderte einzig die ungeklärte Eigentumsfrage mit jahrelangen Rechtsstreitigkeiten. Obwohl das Landesdenkmalamt schon Mitte der 1980er-Jahre eine mögliche Denkmaleigenschaft ins Gespräch brachte und 1997 tatsächlich die Aufnahme in die Denkmalliste erfolgte, betrieb die Stadt Bret-



Die charakteristische Außenhaut des Tabakschuppens mit ihren verstellbaren Lamellen nach der Erneuerung.



»Haus im Haus«: Die mit orangefarbenen Heraklitplatten verkleideten Einbauten für die Wohnungen sind deutlich getrennt von den Fassaden. Auch die Bodenbretter erinnern an die alte Nutzung als Trockenschopf.

ten, wohin Neibsheim eingemeindet worden war, zielstrebig den Abbruch des inzwischen an Dach und Fassaden baufällig gewordenen Gebäudes.

2004 schließlich – die Denkmalbehörden hatten sich wegen Unzumutbarkeit von diesem Objekt verabschieden müssen und die Abbrucharbeiten waren bereits ausgeschrieben – entdeckte der junge Architekt Florian Blümig auf einer Radtour den Bau. Für ihn war es Liebe auf den ersten Blick, und ebenso schnell hatte er eine Vorstellung davon, wie er in dieser einmalig von Natur umgebenen Immobilie künftig wohnen wollte, großzügig wohnen wollte, umfasst das Bauwerk doch nicht weniger als 3700 cbm. Mit viel Geduld

und einem selbstgebauten Modell gelang es ihm, in vielen Gesprächen gegen anfänglich starken Widerstand der Verantwortlichen in Behörden und Gremien seine Absichten verständlich zu machen. Eine Wohnnutzung konnte sich zunächst niemand ausmalen, nachdem über Jahre hinweg alle nur im Abbruch eine Lösung gesehen hatten. Nach und nach überzeugte Blümig aber die Bedenkenträger. Diverse Gutachten zur Statik, zum Brandschutz, zu Altlasten und zum künftigen Verkehrswert bestätigten die Machbarkeit des Projekts. 2005 konnten Blümig und seine Frau Carola Grundstück und Bau erwerben, zwei Jahre später schließlich zogen sie nach einer Phase vielfältiger Arbeit ein. Heute ist die



Blick in die Wohnung von Carola und Florian Blümig: Das Holzskelett der Konstruktion bestimmt auch hier den Raumeindruck.

Neibsheimer Tabakscheune ein in der ganzen Bundesrepublik beachtetes, rundum gelungenes Beispiel für die Rettung eines außergewöhnlichen Kulturdenkmals, in dem sich ein interessanter Aspekt der jüngeren Wirtschaftsgeschichte des Landes spiegelt.

Das Konzept eines »Hauses im Haus«, das der Architekt zum Ausgangspunkt seiner Überlegungen für die Umnutzung machte, hat sich als Schlüssel für einen kreativen, aber schonenden Umgang mit der vorhandenen Substanz erwiesen, der sowohl von Architekten wie von Denkmalpflegern anerkannt wird: Blümigs eigene Wohnung, sein Büro und eine separate Ferienwohnung, zusammen immerhin rund 330 qm Fläche, sind als additive Boxen in die viergeschossige Kons-

truktion eingestellt. Mit dreischaligem Aufbau und Fenstern mit Dreifachverkleidung erfüllen die neuen Einbauten die Kriterien für ein Niedrigenergiehaus. Eine Hackschnitzel-Biomasseheizung, Sonnenkollektoren für das Brauchwasser und eine Niedrigtemperatur-Fußbodenheizung sorgen überdies für optimale Ökowerte. Der Abstand zu den Außenwänden, das weitgehende Offenlassen von Erd- und erstem Obergeschoss sowie der freie Treppenraum machen die gewaltigen Dimensionen des 40 Meter langen Baues, seine Holzskelettbauweise und die besondere Raumwirkung im Blick durch den hölzernen Stützenwald und durch die weiterhin beweglichen Lamellen auch nach der Umnutzung erlebbar. Die durch langjährige Vernachlässigung der

Bauunterhaltung abgängigen Bereiche des Daches und die durch Holzschutzmittel kontaminierten Fassaden wurden denkmalgerecht in unbehandeltem, bald vergrauendem Douglasieholz erneuert, so dass auch die besondere Materialität des Gebäudes ohne Abstriche weitertradiert wird.

Die äußere Erscheinung ist unverändert geblieben, sieht man von je zwei Öffnungen in den Längsseiten der Fassaden ab, denen Balkone vorgehängt sind, die den direkten Blick von den Wohnungen in die Natur und – vom Brandschutz gefordert – sichere Anleitermöglichkeiten bieten. Zudem sind in den Dachreiter zwei Oberlichter eingeschnitten und verglast worden, die der zusätzlichen Belichtung der Wohnungen von oben dienen, aber im Blick auf den allein im Feld stehenden Bau nicht unangenehm in Erscheinung treten. Alle zusätzlichen Elemente, angefangen von den notwendigen statischen Verstärkungen der Holzkonstruktion mittels Stahlprofilen über die orangefarben gestrichene Heraklitverkleidung der Innenkerne bis hin zum Entwurf der Sanitärräume, sind sowohl von hoher architektonischer Gestaltqualität als auch von einer dem Vorgefundenen entsprechenden Angemessenheit. Bleibt zu hoffen, dass dieses mustergültige Beispiel grundsätzlich ermutigt, auch bei anderen Umnutzungen mit Phantasie nach kreativen Lösungen zu suchen.

Die ehemalige Fabrikantenvilla Wagner in Friedrichshafen- Spaltenstein

Ein in jeder Hinsicht ungewöhnliches Haus aus der Mitte der 1960er-Jahre zurückzuerwerben, das man einmal als entbehrlich veräußert hatte, es einfühlbar für eine ange-

messene Neunutzung zu adaptieren und nach genauer Bestandsaufnahme mit gleicher Akribie wie ein jahrhundertaltes Bauwerk sorgfältig zu restaurieren, darin sahen die Juroren eine besonders preiswürdige Leistung, nicht zuletzt vor dem Hintergrund der aktuellen Diskussion über den Umgang mit Architektur der Nachkriegs- und Wirtschaftswunderjahre.

Diese Architektur hat es gegenwärtig nicht leicht, was die Bewahrung des Originalzustands angeht. Von Baugeschichte und Denkmalpflege noch nicht adäquat erforscht und bewertet, kommen die zahlreichen, unsere alltägliche Umwelt in starkem Maße prägenden Zeugnisse inzwischen in ein Alter, das größere Sanierungsmaßnahmen notwendig macht. Diese werden meist ausschließlich unter wirtschaftlichem Aspekt gesehen. Betonschäden, undichte Flachdächer und vor allem hohe Energiekosten lassen diese Bauten schon in technischer Hinsicht »alt« aussehen. Oftmals sind es aber auch emotionale Gründe, die einer Erhaltung im Weg stehen: die generationsbedingt geringe Wertschätzung der Leistungen einer noch nicht lange zurückliegenden Vergangenheit. In den letzten Jahren sind deshalb selbst Schlüsselwerke dieses inzwischen historisch gewordenen Zeitabschnitts verloren gegangen oder verunstaltet worden. Die Kritik künftiger Generationen wird uns dafür sicher sein.

Auch im Fall der 1965/66 errichteten Villa Wagner in Friedrichshafen schien Verstümmelung und Zerstörung zunächst unabwendbar. Wie ein gelandetes Ufo steht das Haus am Rand von Spaltenstein auf einem parkartigen Grundstück mit Fernblick zum Bodensee und den Alpen. Modernistische Architekturvorstellungen der 1960er-Jahre sind in diesem Anwesen von luxuriösem Zuschnitt in besonders verdichteter Weise umgesetzt.



Modernistische Architektur der 1960er-Jahre: die Villa Wagner in Friedrichshafen-Spaltenstein nach der Wiederherstellung.

Man glaubt sich in das Ambiente eines frühen James-Bond-Filmes versetzt: Abgeschottet gegen die Straße, öffnet sich zur Landschaft hin ein flacher, bungalowartiger Baukörper mit vorgelagerter Terrasse über einem sockelartigen Erdgeschoss. Aus Trapezen zusammengesetzte Grundrissstrukturen, es finden sich demzufolge kaum rechteckige Raumschnitte, schaffen vor allem im Repräsentationsbereich eine fließende Wohnlandschaft von organischer Dynamik, in der eine Fülle kontrastierender Materialien wie Beton und Naturstein, edle Hölzer und Keramik oder Grasfasertapeten und Aluminium eine alles andere als übliche Atmosphäre verbreitet. Allgegenwärtig ist eine für die Entstehungszeit geradezu futuristisch anmutende Haustechnik mit elektrischen Fensterhebern, Automatikturen, Überwachungskameras, Monitoren,

eigenem Notstromaggregat und einer direkten Alarmverbindung zur Polizei. Zur Erstausstattung der Küche gehörte sogar bereits ein Mikrowellenherd.

Bei dem Gebäude handelt es sich um das ehemalige Wohnhaus des Markdorfer Unternehmers Josef Wagner, das dieser unter starker eigener Planungsbeteiligung von den örtlichen Architekten Kurt Schließmann und Klaus Stihler hat errichten lassen, die sonst nie mit solch spektakulärer Architektur in Erscheinung getreten sind. Hier aber haben sie für einen exzeptionellen Bauherrn in Anlehnung an Vorbilder amerikanischer Bungalowarchitektur und im Geist der expressiv-organischen Stuttgarter Architekturschule der 1960er-Jahre ein Gesamtkunstwerk geschaffen, an dem weitere Planer und Künstler beteiligt waren, vor allem der Schweizer Garten-



War James Bond hier? Der Repräsentationsbereich der Villa Wagner mit offenem Kamin, vorne rechts ein Steuerpult für die futuristische Haustechnik.

architekt Andreas Sulzer, die Textilgestalterin Lore Hoffmann sowie die Künstler Fred Stelzig und Erich Hauser.

Vor zehn Jahren wurden die Stuttgarter Architektin Veronika Kergaßner und ihr Mann auf das Haus aufmerksam. Es war ihnen als Filmkulisse in der zwölfteiligen ZDF-Fernsehserie »Die Biester« aufgefallen. Als sie von den aktuellen Plänen einer Aufstockung und der Aufteilung in mehrere Eigentumswohnungen erfuhren, engagierten sie sich für die Erhaltung des Baues und schalteten die Denkmalbehörden ein. Die 2002 erfolgte Einstufung als Kulturdenkmal sollte ein langwieriges juristisches Nachspiel haben, da der damalige Eigentümer, ein Bauträger, sein bereits von der Stadt genehmigtes Umbauprojekt, das einer Zerstörung des Gebäudes gleichgekommen wäre, nun nicht mehr realisieren konnte.

Das Gericht bestätigte indes 2005 die Denkmaleigenschaft und die Rücknahme der Umbaugenehmigung. Dies sollte allerdings noch nicht die Rettung des Hauses bedeuten, ließ es sich doch nun nicht im üblichen Sinne vermarkten. Daran waren neben der Größe und der stark dem individuellen Geschmack des Bauherrn verpflichteten Gestaltung vor allem auch der Erhaltungszustand des Anwesens verantwortlich, das nach jahrelangem Leerstand, wenig sachgemäßen Reparaturen und ebenso billigen wie konservatorisch bedenklichen kosmetischen Maßnahmen im Zusammenhang mit den Dreharbeiten für die Fernsehserie einen wenig einladenden Eindruck machte.

Auch wenn das Medieninteresse aufgrund der Aktivitäten von Veronika Kergaßner sowie der Friedrichshafener Architek-



Der Pool im Sockelgeschoss wurde zum Gemeinschaftsraum. Das abgedeckte Schwimmbecken und die Dusche sind dennoch zu erkennen.
Fotos: Bernd Hausner, Regierungspräsidium Karlsruhe, Ref. 26, Denkmalpflege

tenkammer, der Publikation des Baues im Nachrichtenblatt der Denkmalpflege Baden-Württemberg und der gerichtlichen Auseinandersetzung um die Denkmaleigenschaft wuchs, fand sich kein ernsthafter Kaufinteressent. Erst eine Veranstaltung zum Gedenken an den 100. Geburtstag des Bauherrn, für welche die J. Wagner GmbH das Haus 2007 nutzte, brachte den Durchbruch. Thorsten Koch, seit 2001 Vorsitzender der Geschäftsleitung der weltweit tätigen Firma für Farbspritz- und Beschichtungsanlagen, erkannte, dass sich innovativer Geist, Technikbegeisterung und Qualitätsanspruch des 1981 verstorbenen schwäbischen Firmengründers in hohem Maße in seinem ehemaligen Privathaus widerspiegeln und der Bau damit prädestiniert ist, auch das heutige Selbstverständ-

nis des Unternehmens eindrücklich zu manifestieren.

Man kaufte das Anwesen zurück, von dem man sich nach dem Tod der Witwe des Firmengründers getrennt hatte, um es für Veranstaltungen des Unternehmens und der Josef-Wagner-Stiftung, aber auch für die temporäre Unterbringung neuer Führungskräfte zu nutzen. Repräsentieren und Wohnen, die ursprünglichen Funktionen des Hauses, konnten somit gewahrt bleiben. Dafür entwickelten die Architekten Christa Kelbing und Frank Hilbert ein Konzept, das die völlige Erhaltung der Originalsubstanz der Repräsentations- und Wohnräume Wagners im Hauptgeschoss vorsah und Eingriffe nur im Bereich der beiden ehemaligen Bedienstetenwohnungen und der Garage im Sockelgeschoss zu-

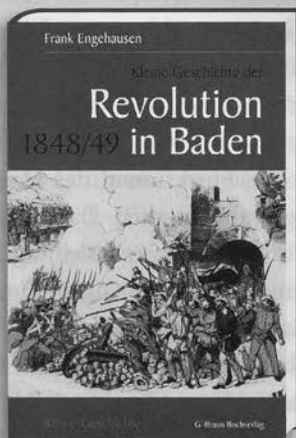
ließ, wo drei kleine Appartements eingerichtet wurden. Das Becken der Schwimmhalle, ebenfalls im Sockelgeschoss, wurde mit einem vertieft eingezogenen Zwischenboden geschlossen. Der große Raum mit seinen dekorativen Mosaikbildern und Farbglasfenstern kann dadurch als Gemeinschaftsbereich der Wohnungen dienen, wobei selbst die ehemalige Dusche oder das Notstromaggregat wie selbstverständlich integriert wurden.

Die Befunde der Voruntersuchungen an Fassade, Wänden und Fenstern führten zur Erkenntnis, dass nur die Rückgewinnung der originalen Oberflächen dem Haus und seiner ursprünglich von Materialkontrasten lebenden Exklusivität gerecht werden würde. Mit beachtlichem restauratorischem Aufwand wurden die verfälschenden Wandverkleidungen und Farbanstriche entfernt, größtenteils missliche Relikte aus der Zeit der Verwendung des Hauses als Filmkulisse im Jahr 2000. Besonders aufwändig war sowohl die Sanierung der Beton- und Waschbetonflächen des Äußeren, als auch die Freilegung und Restaurierung der Glasfasertapete in den Repräsentationsräumen, die 1965 auf speziellen Wunsch des Bauherrn eigens aus Asien oder den USA

importiert worden war. Sie war später mit einer Strukturtapete überklebt und mehrfach überstrichen worden. Auch die bahnbrechende Haustechnik wurde als besonderes Charakteristikum des Hauses soweit wie möglich wieder gangbar gemacht, und selbst die acht Kristallleuchten des Kaminbereichs, die in der Zwischenzeit anderswo einen Platz gefunden hatten, konnten wieder an ihrem ursprünglichen Ort zurückkehren. Die Sanierung kann als Musterbeispiel für den denkmalgerechten Umgang mit Architektur der jüngsten Vergangenheit gelten, und die große Aufmerksamkeit, die die zu neuem Leben erwachte Villa Wagner findet, gibt der Entscheidung des Managements der Josef Wagner GmbH für ihr nachahmenswertes Engagement Recht.



Anschrift des Autors:
Dr. Gerhard Kabierske
Karlsburgstraße 5
76227 Karlsruhe



Frank Engehausen Kleine Geschichte der Revolution 1848/49 in Baden

Der Autor zeichnet in diesem Buch knapp und gut lesbar die Geschichte und die Nachwirkungen der Revolution 1848/49 in Baden nach.

216 Seiten, 26 s/w-Abb.
12,5 x 19 cm, geb.
19,90 €
ISBN 978-3-7650-8596-3



www.gbraun-buchverlag.de

G. BRAUN BUCHVERLAG